

Mobilität und Solidarität

Bruderschaft St. Christoph, 14. Juli 2013

Dr. Manfred Scheuer, Bischof von Innsbruck

„Ich möcht verstehen, viel sehen, erfahren, bewahren.

Und später, sagte ich noch:

Ich möchte nicht allein sein und doch frei sein.“

(Hildegard Knef: Für mich soll's rote Rosen regnen)

Mobilität ist Freiheit, ein Zeichen für das Leben, für die Lebendigkeit. Verkehr ermöglicht es uns, die Schönheit der Natur zu erleben. Verkehr bringt Produkte und die Vielfalt der Welt zu den Konsumenten und auch unsere Produkte zu nahen und fernen Abnehmern. Verkehr bringt Menschen zu Ihrem Arbeitsplatz. Verkehr verbindet Menschen. Verkehr hat viel Soziales, z.B. wenn er alte und behinderte Menschen aus der Isolierung holt. Verkehr als die Gesamtheit aller Bewegungsvorgänge steht im Dienste der Beziehung, von Kommunikation, vom intimen Verkehr unter Menschen angefangen bis hin zum Verkehr über Land, Wasser und Luft, bis hin zum virtuellen Verkehr. Das ist nur die eine Seite: Mobilität bringt für die Wirtschaft und für viele Menschen Vorteile. Andererseits verursacht sie aber auch große Belastungen für Mensch und Umwelt, Belastungen öffentlicher Haushalte, sowie einen massiven Ressourcenverbrauch. Wenn Verkehr keinen Lärm, keine Luftverschmutzung, keine Staus und keine Unfälle bedeuten würde, dann wäre der Verkehr das schönste Symbol unseres Wohlstandes.

Der französische Philosoph Paul Virilio[1] setzt sich mit dem Fahren und der Geschwindigkeit auseinandergesetzt hat. Die Erfindung der Eisenbahn, des Automobils und des Flugzeugs löste eine Revolution der Mobilität aus: es bricht der Nicht-Ort in die Geschichte ein, alles wird zum Zwischen, zum Transit: Transithallen, Transitbahnhöfe, Transitstädte. Die Erfahrung des Reisens verflacht zum bloßen Transport. Zu jeder Jahreszeit jedes Produkt aus jedem Erdteil konsumieren zu können, macht das Essen noch nicht besser. Denn die allgemeine Erreichbarkeit der Dinge macht uns die Dinge nicht vertrauter, sondern entfremdet sie uns, weil wir uns auf die Erfahrung des Fremden nicht mehr einlassen.

Nicht nur die äußere Mobilität ist in den letzten Jahrzehnten massiv gewachsen. Durch die Pluralisierung der Lebenswelten sind wir Wanderer, Vagabunden geworden. In wie vielen Gemeinschaften leben und arbeiten wir: in der Familie, inzwischen in Patchworkfamilien, in der Nachbarschaft, im Dorf und in der Gemeinde, in Vereinen wie den Schützen, der Musik, den Sportvereinen, in der Schule, Politik, Kultur, Tourismus, Wirtschaft, auch in der Kirche. Clubs, Bruderschaften, Seilschaften. Da gibt es starke und schwache Beziehungen, Zweckbündnisse und tiefe Freundschaften, lebenslange Zugehörigkeiten und punktuelle soziale Unterstützungsleistungen. Und dann noch die neuen sozialen Netzwerke. Da gibt es häufig den Knopf: „Gefällt mir“. Viel an Zugehörigkeit, Anerkennung und Beziehung ist das real noch nicht, aber doch besser als nichts. Wanderer, Vagabunden, Reisende, Surfer zwischen socialmedia-Plattformen: Facebook, Twitter, Google, Youtube. ; der Gedanke einer Bindung, der man nicht ausgeliefert ist, sondern über die man souverän verfügt (das keimfreie Hinzufügen, das chemisch reine Beenden sozialer Bindung); und vielleicht auch das leise Versprechen, dass im omnipotenten Netz ‚jemand‘ ist, der an mir, meinem Profil Interesse hat: dass jemand Anteil nimmt, selbst wenn ich alleine bin.“

Es gibt den Segen der Mobilität und er Bewegung, aber auch die Lasten und die Gefahren. Am biblischen Gleichnis vom Barmherzigen Samariter lassen sich die beiden Seiten der Mobilität veranschaulichen. Der Priester und der Levit sehen auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho den zusammengeschlagenen Halbtoten am Wegrand liegen, gehen aber weiter. Ihre Mobilität ist Verweigerung von Beziehung, ist Flucht vor dem konkreten Menschen. Mobilität kann aber auch verbunden sein mit dem Aufbruch zu den anderen, wie es zwischen Maria und Elisabeth der Fall ist (Lk 1, 39-56). Oder der konkrete andere Mensch, den wir wahrnehmen und der uns in Anspruch nimmt, kann unsere Mobilität unterbrechen, wie es

beim Barmherzigen Samariter der Fall ist. Der hl. Christophorus als Patron der Reisenden begleitet und unterstützt in den Gefahren, in den reißenden Fluten, in den Stromschnellen. Die Bruderschaft St. Christoph sollte ursprünglich ein Zufluchtsort in den Gefahren der Überquerung des Arlbergs sein.

Szenenwechsel: Solidarität

Nach dem Hochwasser vor sechs Wochen im Juni 2013: In Kössen wird gepumpt, geschaufelt und geputzt. Mehr als 500 Häuser standen bis zum Erdgeschoß im Wasser. Die Schäden sind enorm, doch die Bewohner lassen sich nicht unterkriegen: Es wird geschaufelt, gespritzt, gepumpt – und alle helfen mit. Zahlreiche Spenden aus nah und fern erreichen fast täglich die Gemeinde. Firmen, Vereine, Hilfsorganisationen zeigen viel Kreativität im Auftreiben von Sachspenden. Feuerwehren standen im Dauereinsatz. Theatergruppen und Musikkapellen spielten Benefizveranstaltungen. Die Schäden sind enorm, die materiellen Schäden an den zerstörten oder schwer beschädigten Häusern, der Einrichtungen, der Betriebe, der wirtschaftlichen Infrastruktur, der Straßen... Der Schock sitzt tief. Mühsam Aufgebautes wurde in wenigen Minuten weggespült. Das was vertraute Behausung, Heimat oder auch Arbeitsplatz geboten hat, ist weg. Es wäre kein Wunder, wenn Verzweiflung oder auch Resignation und Aggression hochkommen. Im Gegenteil: es zeigt sich die innere Kraft zu engagieren und solidarisch zu sein.

Gerade in solchen Krisen zeigen sich die Wertigkeiten: Die Dankbarkeit für das Leben und das Wissen um die Kostbarkeit des Lebens ist stärker als die Verlusterfahrung: Besitz und materielle Güter kann man ersetzen, das Leben eines Kindes kann man nicht ersetzen. Die Menschen sind aber dabei auch stark geworden, stark im Zupacken, stark im Zusammenhalt und in der Solidarität und auch stark im Glauben. Es helfen alle zusammen. Der Zusammenhalt ist einzigartig. Das alte Florianiprinzip gilt hier gerade nicht, das heißen würde: beschütze das eigene Haus, zünd andere an, lass andere kaputt gehen. Da gibt es kein kaltes Mein und Dein, weder im Hinblick auf materielle Güter, auch nicht im Hinblick auf das Tragen der Lasten. Denn: „Einer trage des anderen Last.“ (Gal 6,2). Menschen sind einander Bruder, Schwester, Hirte, Hüter, Anwalt, und das mit einer gewissen Selbstverständlichkeit. Das ist doch selbstverständlich, so habe ich gehört, das mache ich doch gerne. Sie sind nicht fixiert auf die Anstrengung, wollen kein Jammern und Selbstmitleid. Es ist im übertragenen Sinn so wie bei der Geschichte eines afrikanischen Mädchens, das seinen kleinen Bruder auf den Rücken trägt. „Da trägst du aber eine schwere Last!“ sagt ihr ein Vorbeikommender. „Das ist keine Last, das ist mein Bruder!“ erwidert das Mädchen. Gerade dieses Gemeinwesen und dieser Zusammenhalt sind ein Lichtblick im Chaos und im Dreck, sie sind ein Anker der Hoffnung, wenn einzelne vor dem Nichts stehen. Ich danke der Bruderschaft St. Christoph, dass sie hilft Lasten zu tragen und auch Lasten abnimmt.

Manfred Scheuer, Bischof von Innsbruck

[1] Paul Virilio, *Fahren, fahren, fahren...*, Berlin 1978; ders., *Revolutionen der Geschwindigkeit*, Berlin 1993; ders., *Fluchtgeschwindigkeit*, München 1996; ders., *Rasender Stillstand*, Frankfurt 1997.